



NATIONALE
STADT
ENTWICKLUNGSPOLITIK



Das Magazin zu den Pilotprojekten
der Nationalen Stadtentwicklungspolitik
Ausgabe 14 | August 2018

stadt:pilot 14

- ▶ Wie Stadtgesellschaft über Migration spricht
- ▶ Wie offene Dialoge geführt werden
- ▶ Welchen Einfluss Kunst und Kultur haben

Nationale Stadtentwicklungspolitik:
Eine Gemeinschaftsinitiative von Bund,
Ländern und Gemeinden





Von der Künstlerin Annette Orlinski
initiiierter Teppich der Vielfalt im Rahmen
von Saarbrücken – PatchWorkCity.

Foto: Martina Meyer, Landeshauptstadt Saarbrücken

Vorwort



Foto: BMI

Liebe Leserinnen und Leser,

im Zentrum der aktuellen Debatten in unserer Gesellschaft stehen Begriffe wie Zusammenhalt und Zusammengehörigkeit, Heimat und Identität. Einer der Auslöser dafür ist die Wahrnehmung, dass unsere Gesellschaft sich ändert. Wir würden nicht über Zusammenhalt, wir würden nicht über Heimat, wir würden nicht über das Bedürfnis nach Gemeinschaft und die Bewahrung kultureller Identitäten sprechen, wenn nicht die Globalisierung neue ökonomische Unterschiede und neue Lebenswirklichkeiten erzeugte.

Eine Gesellschaft funktioniert nur dann gut, wenn ihre Bürgerinnen und Bürger friedlich und respektvoll zusammenleben – auch und gerade in Zeiten größerer Unsicherheiten. Das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat setzt sich dafür ein, Respekt und Toleranz in unserer Gesellschaft zu stärken. Die Basis hierfür ist ein Grundkonsens gemeinsamer Werte, der auf unserer freiheitlich demokratischen Grundordnung beruht und der konkret vor Ort diskutiert und mit Leben gefüllt wird. Alltagsprobleme der Menschen anzupacken und für Zusammenhalt und gleichwertige Lebensverhältnisse in einer immer unübersichtlicheren Lebenswirklichkeit zu sorgen, das ist ein Kernanliegen der Arbeit meines Ministeriums.

Umso glücklicher bin ich, dass im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik diese Herausforderung in unseren Städten und Gemeinden frühzeitig adressiert wurde. Wir können in dieser Ausgabe des Magazins stadt:pilot Projekte aus allen Teilen Deutschlands kennenlernen, die ganz konkret zeigen, wie der Zusammenhalt in einer vielfältigen Gesellschaft gestärkt und weiterentwickelt werden kann.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Horst Seehofer

Bundesminister des Innern, für Bau und Heimat

Editorial

Fragen zum Umgang mit Migration und der gewachsenen Diversität in unseren Städten beschäftigen die kommunalen Akteure aus Politik und Verwaltung nach wie vor. Nach den Zuwanderungsbewegungen insbesondere in den Jahren 2015 und 2016 ist in den Kommunen der Übergang aus einem Krisenmodus hin zu einer längerfristig ausgerichteten fachlichen Strategie zur Integration der Neuzugewanderten erfolgt. Die öffentlichen Diskussionen zu Fragen von Migration und Integration haben sich etwas beruhigt, doch gehen Haltungen und Meinungen weiterhin auseinander. Die politische Landschaft Deutschlands hat sich dadurch verändert.

Mit dem 6. Aufruf der Nationalen Stadtentwicklungspolitik „Stadtentwicklung und Migration“ wurden im Jahr 2016 zehn Pilotprojekte ausgewählt, die sich mit der Integration von Zugewanderten im Rahmen einer integrierten Stadtentwicklung auseinandersetzen. Grundlage aller Strategien und Maßnahmen sind dabei stadtgesellschaftliche Dialoge, die in der Regel von der Verwaltung initiiert oder gesteuert werden.

Je nach Maßstab und Akteurskonstellation werden in den Pilotprojekten ganz unterschiedliche Formate gewählt: Es gibt Projekte mit konkretem räumlichem Bezug, wie beispielsweise den Aufbau eines Bürgerhauses, das als Kristallisationsort durch alltagsnahe Anlässe den Dialog auf Augenhöhe zwischen unterschiedlichen Zielgruppen fördert. In anderen Projekten werden Geflüchtete und Anwohner in die Erarbeitung von Entwicklungskonzepten eingebunden. Sie können mitreden, mitwirken, mitbestimmen. Erprobt werden auch partizipative Ansätze von Planungszellen oder Bürgerveranstaltungen bis hin zu einer stadtweiten Kampagne. Ziel ist es, möglichst breite Teile der Bürgerschaft, natürlich auch der Zuwanderer und Einwohner mit Migrationshintergrund, in offene Dialoge über das

Zusammenleben in Vielfalt einzubinden. Viele Kommunen stärken auch den verwaltungsinternen Austausch, der die Öffnung zu einer vielfältigen Stadtgesellschaft vorbereitet, und sensibilisieren mit unterschiedlichen Angeboten ihre Mitarbeiter. Dabei setzen sich Verwaltungen ressortübergreifend mit den Themen der Diversität und interkulturellen Öffnung auseinander.

Die Pilotprojekte in diesem Heft zeigen, dass es über verschiedenste Formate gelingt, Menschen in den Dialog zu bringen – ob als kleinformatisches Angebot in einer Nachbarschaft oder große gesamtstädtische Strategie... Viele Ansätze können erfolgreich sein. Wichtig ist, dass ein offener und transparenter Dialog geführt wird, der sich auf das Gemeinwohl bezieht mit dem Ziel einer gleichberechtigten Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger. Eine Zusammenstellung passender Kommunikationsinstrumente finden Sie auf der Mittelseite.

Begleitend zur Auswertung der Pilotprojekte fand im Frühjahr 2018 im Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat ein Expertengespräch statt. Mit den Experten* wurde dabei vor allem erörtert, wie mit Hilfe von stadtgesellschaftlichen Dialogprozessen der öffentliche Diskurs qualifiziert werden kann. Die Ergebnisse folgen auf der anschließenden Seite.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Lektüre.

Robert Kaltenbrunner

Dr. Robert Kaltenbrunner

Stellvertretender Leiter des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)



Foto: BBSR

* Tilman Buchholz (BMI), Kerstin Faber (IBA Thüringen), Meike Heckenroth (empirica), Timo Heyn (empirica), Bürgermeister Dr. Andreas Hollstein (Stadt Altena), Veronika Kabis (Stadt Saarbrücken), Prof. Dr. Katrin Möltgen-Sicking (Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW), Dr. Timo Munzinger (Deutscher Städtetag), Marie Neumüllers (Urbanizers), Prof. Dr. Gerhard Vowe (Universität Düsseldorf), Dr. Lars Wiesemann (BBSR) und Stephan Willinger (BBSR)



Kernaussagen aus dem Fachgespräch

Die Rolle der Kommunen im stadtgesellschaftlichen Diskurs um Migration, Integration und Diversität

Proaktive Diskussionsplattformen schaffen

Allein um die Debatte um Migration und Integration nicht dem populistischen Lager zu überlassen, wird eine proaktive Gestaltung von stadtgesellschaftlichen Dialogprozessen zu diesem Thema als äußerst wichtig erachtet. Vor Ort sollten gezielt Diskussionsplattformen geschaffen werden, die sich mit Inhalten auseinandersetzen, zu denen lokal Gesprächsbedarf besteht.

Auf bürgerschaftliche Diskussionen eingehen

Die Initiierung solcher Dialogprozesse muss nicht ausschließlich von der kommunalen Politik oder Verwaltung ausgehen. Impulsgeber können durchaus auch Akteure aus der lokalen Zivilgesellschaft sein. Ein Dialog kann also von allen Ebenen angestoßen werden. Den öffentlichen Akteuren kommt aber trotzdem die Aufgabe zu, Dialogbedarfe zu erkennen und rechtzeitig zu bearbeiten. Politische Ignoranz gegenüber den Themen der Bürgerschaft hat Einfluss auf die Gesamtstimmung und Meinung der Wählerschaft. Die öffentliche Hand sollte daher nicht nur reaktiv, sondern auch proaktiv handeln.

Auch „konfliktbehaftete“ Themen aufnehmen

Die Kommunalverwaltungen können als Initiatoren und Moderatoren verschiedene gesellschaftliche Gruppen zusammenbringen, wobei die Einbindung von Migranten selbstverständlich sein sollte. Kommunale Dialogprozesse zählen zwar zu den freiwilligen Leistungen, finden jedoch mittlerweile vielerorts zu lokal bedeutsamen Themen statt. Eine bereits aufgebaute Dialogkultur zwischen Politik, Verwaltung und Bürgerschaft erleichtert dabei den gezielten Austausch zum Thema Migration und Integration. Auch konfliktbehaftete Themen sollten aufgegriffen und in eine positive Richtung gelenkt werden.

Dialogprozesse als offene und demokratisch geführte Aushandlungsprozesse gestalten

Der Dialogprozess sollte ein offen und demokratisch geführter Aushandlungsprozess sein, bei dem möglichst breite Bevölkerungskreise zu Wort kommen und zugleich keine Meinung ausgeschlossen bleibt. Er sollte grundsätzlich zum Ziel haben, das Zusammenleben vor Ort positiv zu beeinflussen. Zudem sollte er dazu beitragen, die Akzeptanz von Vielfalt zu erhöhen, Konflikte fair zu lösen und ein gemeinsames Zugehörigkeitsgefühl zu stiften. Um dies zu erreichen, ist es wichtig, dass auch über Vorurteile, Ängste oder Diskriminierung offen diskutiert wird.

Gemeinwohl als fester Rahmen für eine gemeinsame Haltung

Die Initiatoren eines stadtgesellschaftlichen Dialogs müssen in solche Prozesse nicht mit einer neutralen Haltung hineingehen. Vielmehr sollte der Dialog sich direkt auf das Gemeinwohl beziehen und mit dem Ziel einer gleichberechtigten Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger geführt werden. Dialoge können sich in eine andere Richtung entwickeln als gewünscht. Kommunen sollten trotzdem den Mut haben, (Zwischen-) Ergebnisse offen und transparent zu kommunizieren, auch wenn mit negativen Rückmeldungen zu rechnen ist.

Verschiedene Kommunikationsformate mischen

Um den stadtgesellschaftlichen Austausch zu ermöglichen, sind verschiedene Wege einzuschlagen. Dafür müssen aber in den Kommunen die notwendigen Strukturen und Ressourcen vorhanden sein. Die klassischen individuellen Formen der Face-to-Face-Kommunikation, der organisierten Kommunikation in Versammlungen und der lokalen Presse werden heute durch neue Formate der Kommunikation über soziale Netzwerke ergänzt. Die Nutzung der Sozialen Medien als Werbekanal bedeutet aber nicht automatisch, dass diese auch für Dialoge genutzt werden können. Während Ankündigungen über soziale Medien funktionieren, ist ein Gegenstrom mit unmittelbaren Reaktionen meist nicht möglich.

Persönliche Begegnungen als Schlüssel

Der erfolgversprechendste Baustein stadtgesellschaftlicher Dialoge ist die persönliche Begegnung. Persönliche Begegnungen und Gespräche sind ein wichtiger Schlüssel für gegenseitige Akzeptanz. Durch sie entstehen Möglichkeiten, Ängste oder Vorurteile abzubauen. Solche Interaktionen können durch aneignungsfähige öffentliche Räume aber auch durch Kontaktstellen erleichtert werden.

Erfahrungen der Städte stärker in Diskussion einbeziehen

Städte haben eine wichtige Rolle in den öffentlichen Diskursen um Migration, Integration und Diversität. Sie können zu den teils pauschalisierenden abstrakten politischen Diskussionen durch ihre konkreten Erfahrungen vor Ort wichtige Differenzierungen beitragen, die zu einer größeren Zielgenauigkeit bei der Formulierung von Strategien und der Ausarbeitung von Instrumenten beiträgt. Daher sollten die kommunalen Erfahrungen stärker in die Diskussionen auf Bundesebene mit einfließen.



Saarbrücken – PatchWorkCity. Zusammenleben in Vielfalt.

Eine Kampagne macht Mut

Mit einer zehnwöchigen Kampagne hat Saarbrücken zwischen dem 9. April und 22. Juni 2018 einen lebendigen Dialog zum Thema Zusammenleben in Vielfalt „auf allen Kanälen“ initiiert. Ob auf der Straße, im Staatstheater, der Bibliothek, im Rathaus oder der Wärmestube, überall kamen Menschen zusammen und ins Gespräch. Es wurde gesungen und getanzt, gegessen und geredet – eine Kampagne, die mit sehr viel Engagement, Lust und Leichtigkeit ein sonst vermeintlich „schweres Thema“ mitten in der Gesellschaft platziert hat.

*Verstehen und verstanden werden,
Sehen und gesehen werden,
Streiten und sich doch vertragen,
Heimat teilen, Hoffnung wagen,
So kann die Zukunft glücken!
Alle anders. Alle Saarbrücken.*

Mit diesen Zeilen und mit Gänsehaut bei den Zuhörern endet die Saarbrücker „Hymne für Vielfalt“, die im Frühjahr 2018 von dem Gemischten Saarbrücker Damen- und dem Gemischten Saarbrücker Herrenchor sowie vielen Gastsängerinnen und -sängern einstudiert wurde und zum Auftakt der Kampagne am 14. April 2018 im Rathaus uraufgeführt wurde.

Dem offiziellen Auftakt ging eine Aktionswoche „Guerilla-Marketing“ voraus: ohne großen Aufwand, aber mit umso mehr Phantasie inspirierten riesige beschriftete Bodenplanen, Demonstrationen an Straßen, Würfel auf Autodächern oder Postkartenaktionen mit Fragen oder einfachen Aussagen zum Nachdenken. Doch was es mit diesen außergewöhnlichen Aktivitäten auf sich hatte, wurde erst mit Kampagnenstart enthüllt.



Foto: Framelit, Michael Preßer

Plakataktion im Morgenverkehr am Eingang zu einem Stadtteil mit negativem Image

Dem Kampagnenteam PatchWorkCity der Saarbrücker Verwaltung **Martina Meyer, Veronika Kabis, Frank Schmitz und Andrea Dunzweiler** und den Kooperationspartnern aus Vereinen, Institutionen, Kulturschaffenden, Initiativen,

Unternehmen sowie Gruppen und Einzelpersonen ging es um die Frage, wie der Zusammenhalt in einer von Einwanderung und Vielfalt geprägten Stadt gelingen kann und wie bei aller Unterschiedlichkeit in Herkunft, Alter, Geschlecht, körperlicher und geistiger Verfassung und unterschiedlichen Lebensweisen ein gutes Miteinander möglich ist.

In der Anfangsphase haben sich die Initiatoren von Wolfgang Nafroth beraten lassen, einem Experten für Guerilla-Marketing, der Mut und Lust auf innovative Ansätze vermittelte, die auch ohne großes Budget umgesetzt werden können. „Wir wollten einen anderen Weg gehen und die Menschen anders ansprechen – nicht mit dem klassischen Stand und Flyern. Ziel war es, mit einfachen Mitteln möglichst viel zu erreichen.“ Wenn viel handgestrickt wird, braucht es ein begeistertes Team und ein großes Netzwerk, das mitmacht.

Oberbürgermeisterin Charlotte Britz machte in ihrer Auftaktrede deutlich, dass „die Kampagne nicht nur in Saarbrücken den Nerv der Zeit trifft, sondern der Umgang mit Vielfalt in allen Großstädten zu den wichtigsten Themen zählt.“ Auch in Gesprächen mit der Bürgerschaft nimmt sie wahr, dass ein stadtesellschaftlicher Dialog zum Umgang mit Vielfalt als erforderlich gesehen wird. Dabei geht es Britz auch darum, dass „schwierige Fragen und Konflikte zur Sprache kommen und die Anforderungen und Aufgaben, die sich daraus ergeben, thematisiert werden.“ In diesem Zusammenhang machte Britz auch deutlich, dass eine stadtweite Kampagne mit diesem Ausmaß an Beteiligung nur möglich ist, wenn auf ein gutes Netzwerk wie das der Integrationsbeauftragten und der Entwicklungsplanung zurückgegriffen werden kann und motivierte Mitarbeiter sich dem Thema annehmen. Wichtig ist aus ihrer Sicht zudem der „Schwung für die Dialoge, der begleitet durch Kunst und Kultur nicht schwerfällig wird.“ Letztlich geht es auch um Ideen, wie Politik in den Stadtteilen umgesetzt werden kann und wie Menschen dauerhaft zusammengebracht werden können. Die Erfahrungen der Kampagne gilt es hierfür auszuwerten. Denn für Britz „sollten stadtesellschaftliche Dialoge das A & O der Politik“ sein.

Die Kampagne reichte weit über die Beschäftigung mit Migration und Flüchtlingen hinaus. **Annette Pauli** von der

Landesvereinigung Selbsthilfe e. V. und Aktive in der Kampagne erläuterte, dass zu Beginn Menschen mit Behinderung noch nicht im Fokus gestanden hatten. Für Annette Pauli war „die Einbindung der Menschen mit Behinderung von besonderer Bedeutung, weil die Kampagne wichtige Anstöße gibt und Impulse ausstrahlt.“ Gerade im Umgang mit Menschen mit Behinderung gibt es viele Hemmungen, was auch auf einen Mangel an alltäglicher Erfahrung zurückzuführen ist. Da entsteht nach wie vor Ausgrenzung und deshalb ist „der Dialog und die öffentliche Aufmerksamkeit wichtig, damit deutlich wird, dass es ganz viel Vielfalt und gerade keine Norm gibt.“ Ein Schritt zum Erfolg der Kampagne ist für Annette Pauli, dass die Initiative von der Stadt ausgeht. Dabei war es zunächst nicht ganz einfach, viele verschiedene Gruppen unter einen Hut zu bekommen. „Wir haben versucht, den kleinsten gemeinsamen Nenner zu finden, und waren erstaunt, dass der gar nicht so klein war. Wichtig ist, bei allen Aktivitäten alle im Blick zu haben.“ Auch wenn die Kampagne offen für alle Gruppen ist, war es gut, eine gemeinsame Ausrichtung auf dem Kompass zu haben, in Richtung Teilhabe und Offenheit für Vielfalt. „PatchWorkCity ist ein außergewöhnliches Format und kann einen Umdenkprozess einleiten“ und es wäre aus Sicht von Pauli wünschenswert, dass es in diese Richtung weitergeht. So wurden im Rahmen der Kampagne beispielsweise neue Formate für Stadtführungen entwickelt, bei denen Menschen Saarbrücken anders erleben können. Etwa aus der Perspektive von blinden, gehörlosen oder mobilitätseingeschränkten Menschen.

Für **Annette Orlinski**, Künstlerin und Initiatorin mehrerer Projekte im Rahmen von PatchWorkCity, ist „Kunst der Anlass für Kommunikation.“ Orlinski lebt seit 20 Jahren in Saarbrücken und hat selber Migrationshintergrund. Die Vielfalt drückt sich für sie in der Kampagne auch durch vielfältige,



Foto: empirica

Schoko-Osterhasen und -weihnachtsmänner-Demo in der Saarbrücker Innenstadt

unterschiedliche, aber gemeinsam abgestimmte Aktionen und Veranstaltungen aus. Es geht jeweils um das aktive Mitwirken, wie zum Beispiel beim „Teppich der Vielfalt“, für den Vereine, Initiativen und Einzelpersonen jeweils einen Quadratmeter mit unterschiedlichsten Materialien gestaltet haben. Auch bei der Aktionswoche SINNarium in der Stadtbibliothek oder beim Picknick am laufenden Meter wurde die eigentliche Idee erst durch das Mitwirken vieler ein Erfolg. Orlinski schätzt besonders, dass diese Form der „Aktivitäten und Aktionen durch viele kreative Ideen, aber auch mit viel Humor eine Leichtigkeit erzeugt.“ Es wurde viel gelacht und neue Kooperationen eingegangen, „was für alle Beteiligten ein guter Nährboden für neue Ideen und Projekte ist.“

Für **Alexandra Gravelaar** von „Ankommen – Netzwerk für Flüchtlinge“ ist Saarbrücken eine Stadt der kurzen Wege mit sehr guten Verbindungen zwischen den Haupt- und Ehrenamtlichen. Die Kampagne sollte aus ihrer Sicht mehrere Dinge

Picknick am laufenden Meter – organisiert von Netzwerk ANKOMMEN, PatchWorkCity-Team und Staatstheater



Foto: Landeshauptstadt Saarbrücken, Martina Meyer

erreichen: „Die Aktionen sollen Menschen ansprechen, die bislang selber nicht aktiv sind und sich mit der Thematik nicht auseinandersetzen. Die lokalen Akteure, Träger und Initiativen sollen darin bestärkt werden, dass viele für das Gleiche stehen, für Vielfalt und Offenheit und man mit seiner Arbeit nicht alleine ist. Die Menschen werden anders angesprochen, was die Kontaktaufnahme und auch den Austausch sehr erleichtert.“ Diese positiven Effekte zeigten sich schon bei der gemeinsamen Planung, bei der sich weit mehr Projekte und Kooperationen ergeben haben als erwartet.

Zwischen September 2017 und Februar 2018 wurde die Kampagne auf drei Ideenwerkstätten mit bis zu 60 Teilnehmern gemeinsam geplant. Schnell wurde deutlich, dass den vielen Engagierten „nur“ Aktionen im Raum nicht reichten und so wuchs der gemeinsame Kalender der PatchWorkCity zu einem bemerkenswerten Umfang mit rund 40 Aktionen und Veranstaltungen an. Während der Kampagne gab es wöchentliche Treffen für alle Mitwirkenden und Interessierten – hier fand auch der Austausch von Materialien statt, denn alle Aktiven konnten sich die von der Neue Arbeit Saar gGmbH gefertigten PatchWorkCity-Figuren, die Bodenplanen oder das auffallend gespritzte PatchWorkCity-Fahrrad als Hingucker für eigene Aktionen ausleihen. Über einen Verfügungsfond wurde ein Teil der Veranstaltungen und Aktionen finanziert.

Die Initiatoren der Kampagne haben in den vergangenen Monaten ein breites Aufgabenfeld beackert. „Es ist gut, dass wir vorher nicht wussten, was da auf uns zukommt. Vor allem die vielen kleinen, aber aufwendigen Formalitäten und Behördenabstimmungen für die zahlreichen Aktionen und Veranstaltungen im Rahmen der Kampagne haben wir völlig unterschätzt. Rückblickend muss man da öfters schmunzeln, weil wir manches sehr unbefangen angegangen sind... Aber am Ende ist es doch überwältigend, wie viel Engagement und weitere Aktivitäten insgesamt entstanden sind.“



Foto: Landeshauptstadt Saarbrücken, Claudia Adam

Rathaus zur Auftaktveranstaltung am 14. April 2018

Eine Stadt kommunizieren Offenbach liebt dich!

Ein „weicher“ Standortfaktor wie ein Negativimage kann erhebliche Auswirkungen auf die Stadtentwicklung haben, beispielsweise wenn es sich nachteilig auf die wirtschaftliche Entwicklung auswirkt, weil Unternehmen eine schlechte Adressbildung befürchten oder auch Einwohner abwandern, weil sie sich stigmatisiert fühlen. Damit hatte lange Zeit auch Offenbach am Main zu kämpfen, das auf Grund seines hohen Ausländeranteils an der Einwohnerschaft lange Zeit als „Ausländerghetto“ verschrien war. Insofern erschien es wichtig, am Image der Stadt zu arbeiten und Offenbachs besondere Rolle in der Metropolregion Rhein-Main als internationale, weltoffene Stadt zu kommunizieren, die als „Arrival City“ eine vorbildliche Integration von Zuwanderern leistet. Dazu entstand an der Hochschule für Gestaltung die Kommunikationsstrategie (HfG) „OF loves U“. Aufbauend auf der von Studierenden im Auftrag der Stadt Offenbach entwickelten Facebookseite „like Offenbach“ und den alternativen „OF loves U“-Stadttouren wurde die Webplattform „www.oflovesu.com“ erstellt, an der viele Studierende der HfG beteiligt waren.

„OF loves U“ bietet einen freundschaftlichen Blick auf die Stadt und enthält für Menschen, die in Offenbach wohnen oder sich ansiedeln möchten, alle relevanten Informationen: Wer sind meine Nachbarn, wo kaufe ich ein, was mache ich am Wochenende und vieles mehr. Wichtig war, dass die Vielfalt, aber auch die Brüche kommuniziert werden. Die Spannweite der Akteure, die in Interviews zu Wort kommen oder porträtiert werden, spiegelt zudem die heterogene Struktur der Stadtgesellschaft – vom Architekten und Hochschullehrer im Rumpenheim Schloss über die deutsch-pakistanische Familie im Nordend, den Trainer und Manager eines Boxclubs (ein wichtiges und ausgezeichnetes Integrationsprojekt) bis zu den Betreibern des weltweit bekannten Tech-House-Clubs „Robert Johnson“ (der sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Boxclub befindet). Das löste dann geradezu einen Offenbach-Hype aus, nicht zuletzt weil im Deutschen Pavillon auf der Architekturbiennale in Venedig 2016 Offenbach als Modellstadt des Einwanderungslands Deutschland präsentiert wurde und große nationale wie internationale mediale Aufmerksamkeit erfuhr. Was auch erheblich das Selbstwertgefühl der Einwohner gestärkt hat.



Foto: Tanja Schepp

Prof. Dr. Kai Vöckler
Hochschule für Gestaltung Offenbach
Urbanist. Sprecher des LOEWE-Forschungsschwerpunkts Infrastruktur-Design-Gesellschaft (2018–2021),
Exzellenzinitiative des Landes Hessen.



Von Burgen, Postkarten und Blechdosen

Wie Geschichten die Stadtentwicklung prägen

von Stephan Willinger

Meine Kinder verbringen jeden Sommer eine Woche auf einer Burg in der Eifel, um dort ihr Leben völlig zu verändern. Sie besuchen eine Akademie der Zauberei und tauchen ein in die Welt von Harry Potter und seiner Schule Hogwarts, die durch einige inszenierte Schlüsselsituationen für eine Gruppe von 60 Jugendlichen und 10 Betreuern zur sozialen Wirklichkeit wird. Jeder schlüpft in eine andere Rolle, entwickelt darin neue Fähigkeiten, der Schüchterne wird zum Bezwinger dunkler Magie, der Fiesling zum Helfer.

Geschichten können so etwas. Sie prägen die Wahrnehmung von Städten und von sozialen Prozessen. Ich habe einmal den Schweizer Stadtsoziologen Lucius Burckhardt kennengelernt, der daraus eine ganze Wissenschaft, die Spaziergangswissenschaft, gemacht hat. Er beschreibt das Phänomen so: „Kehrt ein Kind von einem Spaziergang zurück, so erzählt es, dass es eine bunte Blechdose gefunden hat, die es dann schließlich donnernd in einen Schacht hinunterwarf; kehrt ein Erwachsener nach Hause zurück, so beschreibt er Dinge, die er pflichtgemäß in dieser Gegend hätte sehen sollen. Er hat die Dose am Wegrand und den eingerüsteten Kirchturm weggefiltert. Er sieht das, was er meint, sehen zu müssen, weil er in Reiseführern Geschichten von „schönen“ Orten und Landschaften gelesen hat. Das ist die Kraft, die Geschichten innewohnt.“

Auch Stadtpolitik besteht aus Geschichten, sie muss Geschichten erzählen, um Gehör zu finden und Resonanz zu erzeugen. Das können Sie auf der Seite gegenüber sehen, wenn Kai Vöckler beschreibt, wie sich in Offenbach der Blick auf die Stadt verändert. Oder wenn Sie mal eine Postkarte mit dem Aufdruck „Viele Grüße aus der Ankunftsstadt Hanau“ (von dem dortigen Pilotprojekt) bekommen. Wiederum ganz anders prägen Geschichten unsere Wahrnehmung, wenn über Flucht, Einwanderung und Heimat im Modus von Angst und Abgrenzung geredet wird. Seit Jahren schon lernt jeder junge Mensch, der einmal im weiten Feld der Stadtentwicklung arbeiten möchte, dass seine Arbeit vorwiegend aus Kommunikation bestehen wird. Doch was wird ihr und ihm denn da beigebracht? Noch immer verstehen Stadtplaner sich oft als Ingenieure, die unsere Städte durch das Umsetzen von Plänen entwickeln wollen. Immer noch viel zu

selten sehen sie sich selbst als die Geschichtenerzähler, die sie sind. (Geschichten erzählen sie natürlich trotzdem, aber es sind oft keine besonders spannenden, gut gemeint zwar, doch selten mitreißend.) Viele Planer verstecken sich hinter einem Verständnis von Kommunikation, das sich in der Moderation von Interessengruppen erschöpft. Doch das ist nicht genug! Stadtentwicklung ist ein idealer Anlass, um gesellschaftliche Diskussionen zu führen. Und zwar nicht nur über die Höhe von Häusern und die Lage von Infrastrukturen. Sondern darüber, wie wir in unseren Städten leben wollen. Hieraus können dann gemeinsame Geschichten entstehen, die uns durch die unsichere Zukunft tragen.

Schlau wäre es, Narrative oder Leitbilder so zu begreifen, wie es Theodor Adorno einmal empfohlen hat: als eine Frage, als ein Problem, das ständig umkreist, nie aber akzeptiert werden darf. Das stellt hohe Anforderungen: man müsste Geschichten über Stadtentwicklung erzählen, die nicht alles harmonisieren, sondern vieles offenlassen. Die bei schwierigen Situationen nicht das eine gegen das andere ausspielen, nicht von vornherein Gut und Böse festlegen. Solche Geschichten schildern keine strahlenden Zukünfte, sind keine Werbebotschaften. Sie sind nicht fertig, sondern entstehen im Prozess. Sie sind kompliziert, weil sie komplexe Realitäten und vielfältige Interessenlagen spiegeln. Dafür können sie aber auch abweichende Meinungen aufnehmen und Brücken zwischen unterschiedlichen Sichtweisen bauen.

Auf der Burg in der Eifel bringt eine Geschichte die Menschen zusammen – trotz vieler Konflikte, Feindschaften und Gefahren. Das Tolle ist: die Rollenverteilung zwischen Autor und Leser löst sich dabei auf. Alle hören nicht nur zu, sie übernehmen selbst Verantwortung, mischen sich ein und beeinflussen den Gang der Geschichte. Ist das nicht auch eine passende Beschreibung von zukunftssträchtigen Stadtentwicklungsprozessen?

Der Autor ist Projektleiter Nationale Stadtentwicklungspolitik im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung BBSR. Er erzählt gerne Geschichten – nicht nur seinen Kindern – und wurde von Freunden deshalb früher „Baron Münchhausen“ genannt.

Zwischenraum zum Ankommen in Saalfeld

Ein Werkhaus für Anwohner und Geflüchtete

von Dr. Bertram Schiffrers, IBA Thüringen

Aktives Gestalten von Migration als Impuls der integrierten Stadtentwicklung – in diesem Sinne führt das Projekt ArrivalStadtLand der IBA Thüringen Leerstand, neue Nutzer und öffentlichen Mehrwert zusammen. Neben den Modellprojekten in Gera und Erfurt ist Saalfeld die dritte Initiative, die exemplarisch Projekte und Verfahren entwickelt, die das Thema Migration systematisch in die Stadtentwicklung integriert. Gemeinsam mit den Stadtverwaltungen, Initiativen und Anwohnern werden mit innovativen Ansätzen vor Ort neue Wege eingeschlagen.



© IBA Thüringen, Foto: Thomas Müller

Sommerfest 2017, Präsentation des neuen Lastenfahrrads für das Quartier

„Wir fangen einfach an“: Das ist das Motto von Hanka Giller, Leiterin des Amtes für Jugend und Soziales der Stadt Saalfeld/Saale. Ort des Baugeschehens ist das ehemalige Kasernengelände unweit des Ortsteils Beulwitz, zwischen Flüchtlingsunterkunft und Wohngebäuden am Rand der Stadt, das sich zu einem neuen Quartier entwickeln soll. Ein alter Container, gebrauchte Paletten und ein paar Kanthölzer – mit einfachsten Mitteln entstand bei einer Sommerwerkstatt 2017 mitten auf einer Brache ein erster Quartiersmittelpunkt, Begegnungsraum und Spielort.

Nach einer Winter- und Planungspause stellten die Anwohner die Bauteile im Mai 2018 wieder auf. Dieses Jahr wollen sie die temporäre Struktur mit einer Sommerküche erweitern. Die Projektpartner Stadt Saalfeld und Bildungszentrum Saalfeld haben sich zum Ziel gesetzt, zusammen mit vielen weiteren Partnern und Helfern vor Ort ab 2019 ein dauerhaftes „Werkhaus“ mit Arbeits- und Sozialräumen, Café und Mehrzweckraum zu errichten.



Abbildung: Urban Catalyst GmbH

Rahmenplan für das Quartier Beulwitzer Straße in Saalfeld

Für das Quartierskonzept und Raumprogramm hatte Urban Catalyst GmbH in einem dreitägigen Workshop mit den Anwohnern 2017 eine Ideenstudie erarbeitet, die dann 2018 für das Werkhaus weiter vertieft wurde. Mitmachen war angesagt – beim Markieren der Lieblingsorte und Angsträume und beim Abstecken der Wunschräume. Nun soll es eine zweijährige Experimentierphase geben, in der unterschiedliche Nutzungen und Raumgrößen getestet werden. Angesichts des schnellen Wandels im Quartier soll das Werkhaus modular und multifunktional aufgebaut sein. Wichtig sind auch die Freiflächen als Ergänzung der Innenräume, für Gartenarbeit, Spiel und Sport. Möglichst viele Bestandteile sollen die Anwohner im Selbstbau errichten. Die gemeinsame Arbeit daran wird zum Motor der Integration und Grundstein einer neuen Nachbarschaft.



© IBA Thüringen, Foto: Thomas Müller

Beulwitz braucht Orte der Begegnung, zum Arbeiten, Spielen und Lernen

Anlass für den Planungs- und Bauprozess an der Beulwitzer Straße ist der Mangel an Infrastruktur, Teilhabe und Bildungsangeboten. Ursprünglich zum Abriss vorgesehen, hat sich das Wohnen in den Mannschaftsunterkünften und Offizierswohnungen mittlerweile verstetigt. Hier wohnen 870 Menschen, die auf niedrige Mieten angewiesen sind oder als Geflüchtete in der Gemeinschaftsunterkunft leben. Mehr als 50 % sind Migranten, etwa die Hälfte sind Kinder und Jugendliche. Obwohl es am buntesten und jüngsten ist, gilt das Quartier im Landkreis als Brennpunkt von Ausgrenzung und Armut. Das Werkhaus soll hier zum Dach für niedrigschwelliges, wohnortnahes Kleingewerbe, für Qualifizierung und Begegnung im Quartier werden. Selbsthilfe und persönliche Entfaltungschancen sind zentral, um die Abhängigkeit und Perspektivlosigkeit zu überwinden.



© Urban Catalyst GmbH

Beim Planungsworkshop markieren die Anwohner ihre Lieblingsorte und Ärgernisse

Zwischenraum zum Ankommen benennt einen Ankerpunkt zwischen Herkunft und Zukunft, zwischen Jugend und Erwachsenen, zwischen Schule und Arbeit, zwischen Stadt und Land und ganz konkret: zwischen den Kasernengebäuden. Im Sinne einer Arrival City nach Doug Saunders kann die Beulwitzer Straße zu einer lebenswerten Durchgangs- und Aufstiegsstation werden. Das Projekt in Saalfeld ist Teil der Projektfamilie „Arrival Stadt-Land“ der Internationalen Bauausstellung (IBA) Thüringen. Die IBA Thüringen begleitet das Projekt bis zu ihrem Präsentationsjahr 2023 in einem Coachingprozess. Die Finanzierung erfolgt unter anderem aus Mitteln der Städtebauförderung.

www.iba-thueringen.de

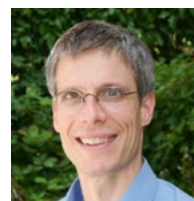


Foto: Bertram Schiffrers

Dr. Bertram Schiffrers
Stadtplaner, Projektleiter bei der
IBA Thüringen in Apolda

Integration von Geflüchteten

Chancen der Zuwanderung im ländlichen Raum

von Silvia Mann und Sabine Meier

Die Universität Siegen hat im Jahr 2017 in Kooperation mit der Stadt Freudenberg und der Gemeinde Kirchhundem zur Alltagssituation von Geflüchteten im ländlichen Raum geforscht. Im Mittelpunkt standen unter anderem Fragen nach den Chancen für den ländlichen Raum durch Zuwanderung sowie den Voraussetzungen, die Kleinstädte und Dörfer zu sozial inklusiven und attraktiven Orten machen. Im Folgenden werden die Ergebnisse des Forschungsprojektes vorgestellt.

Gerade schrumpfende Gemeinden in ländlichen Räumen hegen oftmals die Hoffnung, dass mit der Zuwanderung von Geflüchteten bestimmte Effekte des demografischen Wandels, etwa der damit verbundene Arbeitskräftemangel oder Wohnungsleerstände, gemildert werden. Studien haben allerdings gezeigt, dass auch dort der Zugang zu Bildung oder Arbeit und zu passendem Wohnraum von multiplen Faktoren abhängig ist. So gibt es zwar in schrumpfenden Gemeinden im Prinzip genügend leerstehende Wohnungen, doch da sie mehrheitlich in privater Hand sind, bestimmen Eigentümer und Eigentümerinnen über ihre Vermietbarkeit. Zudem wird Teilhabe am Arbeits- und Ausbildungsmarkt vor allem durch rechtliche Rahmenbedingungen bestimmt, die kaum durch fachkräftesuchende Unternehmen vor Ort verändert werden können. Darum ist es wichtig, eine Perspektive auf ländliche Räume zu entwickeln, die der Komplexität der multiplen Integrationsbedingungen im Kontext des demografischen Wandels gerecht wird. Wir sollten davon ausgehen, dass die Zuwanderung von Geflüchteten Veränderungen im zwischenmenschlichen Miteinander erzeugt, die es – seitens der Kommune und der Zivilgesellschaft – angemessen zu bearbeiten gilt.

Unsere Studie über die Stadt Freudenberg und die Gemeinde Kirchhundem hat gezeigt, dass föderale Richtlinien in Bezug auf die Integration von Geflüchteten und schwindende finanzielle Mittel große Herausforderungen darstellen. Beide erforschten Verwaltungen haben zwar vieles getan, um auf die Bedürfnisse der Geflüchteten einzugehen, jedoch ist in den Ämtern eine interkulturelle Öffnung bisher weitgehend ausgeblieben. Dies bewirkt unter anderem, dass den Geflüchteten pauschalisierende Eigenschaften zugeschrieben werden, etwa eine geringere Bleibewilligkeit. Demgegenüber hat sich jedoch ein Großteil der interviewten Geflüchteten bereits auf ein Leben in der jeweiligen Gemeinde eingestellt. Ein Grund für einen Umzug wäre lediglich ein Arbeitsplatzangebot in einer anderen Kommune. Dabei werden von den Geflüchteten nicht entfernte Großstädte, sondern zentral gelegene Ortsteile mit guter ÖPNV-Anbindung in der eigenen Region präferiert. In Großstädten werden hingegen eine höhere Anonymität und Wohnraum-mangel erwartet.

Die weitgehend ausgebliebene interkulturelle Öffnung bedeutet jedoch keineswegs, dass die Verwaltungen sich gar nicht verändert haben. Dies zeigen zum Beispiel kommunikative Strategien: So werden Bürger, die sich ehrenamtlich für die Geflüchteten engagieren, verstärkt in kommunalpolitische Entscheidungsprozesse einbezogen, indem gemeinsame Gremien für die Ausgestaltung der lokalen Integrationspolitik eingerichtet wurden. Oft sind diese Ansätze aber noch nicht strategisch eingebettet, da die Gremien nur bei Bedarf einberufen werden und ohne die Beteiligung von Geflüchteten stattfinden. Letztlich hat die Untersuchung gezeigt, dass die Akteure im ländlichen Raum Ressourcen und Handlungsspielräume nutzen und weiterentwickeln, um eine Sensibilisierung für diverse Bedürfnisse und Lebensstile in beiden Gemeinden herbeizuführen. Dazu gehören neben den bereits dargestellten Aspekten auch gemeinsam organisierte Stadtfeste, die Umgestaltung öffentlicher Räume sowie die zahlreichen Tätigkeiten des ehrenamtlichen Engagements. Durch letzteres wurden insbesondere Treffpunkte für Alteingesessene und Geflüchtete geschaffen, Ausbildungsplätze für Geflüchtete durch persönliche Bürgschaften gefunden, private Fahrdienste oder alternative Sprachkurse gegründet. Auf diese Weise besteht eine höhere Wahrscheinlichkeit, in schrumpfenden Gemeinden die gängige Wahrnehmung zu durchbrechen, dass der ländliche Raum weniger dynamisch und lebenswert ist und ländliche Gemeinden zu attraktiven Orten für alle Bewohner ausgestaltet werden können.



Foto: Sabine Meier

Prof. Dr. Dipl.-Ing. Sabine Meier
Universität Siegen, Stadtsoziologin und Architektin, Forschungsschwerpunkte: Migration und Klein- und Mittelstadtentwicklung, Gestaltung und Entwicklung inklusiver öffentlicher Räume



Foto: Silvia Mann

M.A. Silvia Mann
Universität Siegen
Politikwissenschaftlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Räumliche Entwicklung und Inklusion

Fachwerktriennale 2019

Integration und Qualifikation von Migranten in Fachwerkstädten

Migration und Fachwerk – wie geht das zusammen? In der „Fachwerktriennale 2019“ vernetzen sich verschiedene Projekte aus schrumpfenden Regionen, die die Integration von Migrantinnen und Migranten als Gewinn für alle nutzen: sie werden im Bau- und Zimmerhandwerk qualifiziert – eine Branche, der zunehmend der Nachwuchs fehlt – und sie haben so mit ihrem neuen Wissen bessere Zukunftsaussichten auf dem Arbeitsmarkt. Gleichzeitig kann Migrantinnen und Migranten eine Chance auf Wohneigentumsbildung gegeben und Leerstand verringert werden. Mancherorts wird unsanierter Wohnraum als „Übungsimmobilie“ wiederhergerichtet und so der Abwärtsspirale durch Leerstand entgegengewirkt.



Baukultur und Sanierung: Ob ein altes Backhaus oder eine historische Villa – Fachwerkbestand bedarf Wertschätzung und eines professionellen Umgangs, für den Migrantinnen und Migranten sensibilisiert werden.



Ausbildung und handwerkliche Qualifizierung: Das Handwerk kann durch die praktische Arbeit integrativ wirken und neue berufliche Perspektiven eröffnen. Gemeinsam mit Bildungsträgern werden zum Beispiel im Rahmen von Ausbildungsprogrammen Lehrbaustellen in Musterimmobilien eingerichtet.



Sprachförderung: Auch die Sprachkenntnisse spielen eine große Rolle für die Integration in das soziale und berufliche Leben. In den Projekten liegt ein Schwerpunkt in der Vermittlung der deutschen Sprache ebenso wie der Fachsprache im Baugewerbe.



Wohnen: In diversen Projekten finden Migrantinnen und Migranten ein neues Zuhause – durch eigene tatkräftige Mithilfe. So wird Wohnraum in Fachwerkstädten erhalten oder neu geschaffen sowie den neuen Bewohnerinnen und Bewohnern die Möglichkeit zur Bildung von Wohneigentum geboten.

Stadtgesellschaftlicher Dialog

Zusammenleben in Vielfalt ist für viele Menschen noch nicht selbstverständlich und kann zu Konflikten führen. Vielfalt bedingt, dass Wünsche und Möglichkeiten der Bürgerinnen und Bürger unterschiedlich sind. So muss der Rahmen und die konkrete Ausgestaltung des Zusammenlebens vor Ort immer wieder ausgehandelt werden. Gerade angesichts neuer Herausforderungen müssen daher stadtgesellschaftliche Dialogprozesse mit möglichst breiter Beteiligung geführt werden. Die Pilotprojekte „Stadtentwicklung und Migration“ haben eine Vielzahl von Ansätzen erprobt, die sowohl von Politik und Verwaltung als auch aus der Zivilgesellschaft heraus initiiert und getragen werden. Ziel ist ein Austausch, an dem alle Bürger der Stadtgesellschaft teilhaben, der auf Augenhöhe geführt wird und Respekt und Mut zum Perspektivwechsel schafft.

Aufmerksamkeit erzeugen

- Stadträume mit Bürgern erkunden: Probenutzungen
- Guerilla-Marketing – ungewöhnliche Aktionen, Irritation erzeugen
- Speakers' Corner, Flashmobs
- Netzwerke stärken und nutzen



DIA



Gemeinschaftsaktivitäten organisieren

- Stadtteilstefte, Aktionstage, Tag der offenen Gotteshäuser
- Interkulturelle Aktivitäten
- Bestehende Formate stärken, neue Programme und Kooperationen entwickeln
- Künstlerische Interventionen
- Fonds zur Finanzierung von Mikroprojekten
- Wettbewerbe/ Calls



Begegnungsorte stärken

- Vorhandene Orte weiterentwickeln
- Gemeinsam bauen, Stadt machen
- Kooperationen eingehen
- Stadtraum für spontane Aneignung offenhalten
- Mikro-Öffentlichkeiten: Orte für gemeinschaftliche Aktivitäten

Positionierung der Stadtpolitik

- Stadtpolitische Grundsatzbeschlüsse, Leitlinien und strategische Ziele
- Diskussionen im Stadtrat und in Ausschüssen
- Prioritätensetzung, Commitment der politischen Spitze
- Politische Vertreter in Gremien mit Bürgern/Migranten
- Auseinandersetzung mit Rassismus und (Rechts-)Populismus



Verwaltungsinterne Aktivitäten

- Bewusstseinsbildung, Leitbildprozesse
- Fachübergreifendes Arbeiten
- Workshops, interkulturelle Trainings
- Sprachtraining für Mitarbeiter (englisch/einfache Sprache)
- Infos über Newsletter, Intranet



Kleinteilige Austauschformate

- Arbeitsgruppen, Runde Tische mit allen Beteiligten
- Planungszellen
- Bürgerräte
- Erzählcafés, Biografiearbeit
- Aufsuchende Befragung



Öffentliche Veranstaltungen

- Ausstellungen
- Bürgerforen mit Bürgermeister und Experten
- Öffentliche Vorträge, Workshops
- Ideenwettbewerb



Öffentlichkeitsarbeit

- Stadtteilzeitung
- Flyer, Postkarten, Plakate
- Social Media
- Apps, Internet (zum Beispiel Interaktives Internetportal)
- Medienkooperation, Pressearbeit
- Kampagnen



Vorbilder

- Gute Praxisbeispiele öffentlich machen
- Auslobung von Preisen, öffentliche Preisverleihungen
- Patenschaften von Prominenten für Einzelprojekte oder Kampagnen
- Einbinden von Kulturdolmetschern/ Integrationslotsen
- Kommunikation historischer Vorbilder
- Platz- und Straßennamen



LOG

Blick ins Ausland

Was machen eigentlich...

Barcelona – Umgang mit Vorurteilen leicht gemacht

„Ausländer nehmen uns die Jobs weg!“, wer hat das nicht schon einmal gehört. Doch wie soll man mit solchen ungerechtfertigten Pauschalisierungen umgehen? In Barcelona wurden Leitfäden entwickelt, die im argumentativen Umgang mit Diskriminierungen helfen sollen. Gängige Vorurteile werden genannt, erörtert und mit Daten und Fakten widerlegt. Am Ende jedes Leitfadens gibt es zu jedem Vorurteil eine knappe, leicht verständliche Antwort. Bürger wissen dann, wie sie sich selbst wehren oder anderen zur Seite springen können. Das Angebot ist Teil des städtischen Interkulturalitätsplans. Im Rahmen der Teilstrategie „Antirumors“ möchte man mit Gerüchten, Vorurteilen und Stereotypen aufräumen und das Zusammenleben positiv beeinflussen.



Abbildung: Miguel Gallardo, bcn.cat/antirumors

Link: <http://interculturalitat.bcn.cat/bcnacciointercultural/en/>

Toronto – „Diversity. Our strength“ als Stadt-Motto

Die Menge jubelt und applaudiert. Gerade wurden 40 Personen zu Kanadiern eingebürgert. Auch der Bürgermeister begrüßt offiziell alle Neubürger in Toronto: „Toronto wurde von Immigranten errichtet. Jedes Jahr begrüßen wir zehntausende Menschen aus der ganzen Welt und feiern ihre zahlreichen Beiträge zur DNA dieser Stadt“. Den ganzen Tag geht es beim jährlichen „Toronto Newcomer Day“ festlich weiter: Mehr als 50 Nachbarschaftsvereine und Abteilungen der Stadtverwaltung präsentieren sich. Es gibt zum Beispiel einen Marktplatz für Newcomer-Künstler, eine Info-Messe, Führungen durch das Rathaus, eine „speakers' corner“ mit Migrationsgeschichten und gemeinsames Gärtnern. Der Tag soll vor allem Torontos Vielfalt zelebrieren. Denn hier wird Zuwanderung als Stärke begriffen. Das Motto der Stadt lautet nicht umsonst „Diversity. Our strength“.



Foto: City of Toronto

Link: <https://www.toronto.ca/community-people/moving-to-toronto/toronto-newcomer-day/>

Wien – Diversitätsmanagement in der Verwaltung

Diversitätsmanagement steht nicht mehr nur bei größeren Unternehmen auf der Tagesordnung. „Wer sind unsere Zielgruppen? Wen erreichen wir? Passt unsere Kommunikation zu unseren Kunden?“ Dies sind nur drei der Fragen, die sich alle Dienststellen der Stadt Wien im Zuge des jährlichen Diversity Checks stellen. In Wien wird die Vielfalt der Stadtgesellschaft zum Ausgangspunkt, um die eigenen Angebote und Dienstleistungen zu überprüfen und diversitätsbewusst auszurichten. Die Strategien sind vielfältig: Neben der Optimierung der Produkte und Dienstleistungen (z. B. Informationsblätter/Ausfüllhilfen in z. T. über 20 Sprachen, Gewinnung von Mitarbeitern mit unterschiedlicher Herkunft, interkultureller Kalender, kostenlose Weiterbildungen für Schlüsselpersonen und Ehrenamtliche) werden Führungskräfte für das Thema sensibilisiert und Schulungen für Mitarbeiter angeboten.



Foto: Peter Tramberend

Link: <https://www.wien.gv.at/menschen/integration/>

Südafrika – Johannesburg

Gelingende Integration – ein langer Weg!

Johannesburg entfaltet eine starke Sogwirkung für Zuwanderer. Gleichzeitig entstehen mit der Zuwanderung Konflikte um knappe Ressourcen bis hin zur Fremdenfeindlichkeit. Zu den kommunalen Strategien Johannesburgs gehören daher seit mehr als zehn Jahren Dialog- und Informationsprozesse zur Migration. Ein Blick auf die aktuelle Situation und Herausforderungen.

Johannesburg ist aufgrund einer progressiven Flüchtlingspolitik und seiner wirtschaftlichen Sogwirkung Transit- und Ankunftsstadt für Binnenmigranten und Geflüchtete. Ein Einwanderungsgesetz aus dem Jahr 2002 schränkt jedoch legale Einwanderungsmöglichkeiten stark ein. Daher bleibt vielen Menschen nur die irreguläre Migration, um ins Land zu gelangen.

In den letzten Jahren kam es in Johannesburg vermehrt zu fremdenfeindlichen Angriffen. Bei 26 % Arbeitslosigkeit treffen arme Südafrikaner auf arme Migranten. Es entsteht Konkurrenz um begrenzte Ressourcen, Arbeit und Wohnraum. Da diese Konflikte auf kommunaler Ebene ausgetragen werden, kommt der Stadtverwaltung eine besondere Rolle bei der Integration zu. Johannesburg reagierte 2007 als erste Stadt Südafrikas mit einer Strategie, die in Partnerschaft mit Migrantenorganisationen und Interessengruppen erarbeitet wurde. Auch der Austausch mit „Entsendestädten“ wurde gesucht. Die Integrationsstrategie zielt auf reguläre und irreguläre Migranten sowie die lokale Bevölkerung ab. Sie setzt auf direkte Beratung mit Dialog und Informationskampagnen: Aufnahme und Erfassung von Migranten, Aufbau einer städtischen Beratungsstelle (migrant help desk), Sprachkurse, Orientierungsprogramm für Zugezogene, Aufklärungsprogramm für Einheimische, Beteiligung von Migranten, Informationsmanagement sowie ressortübergreifende Zusammenarbeit.

Wichtiger Eckpfeiler ist der migrant help desk, eine Informationsstelle des Sozialamtes, bei der Migranten zu ihren Rechten informiert werden und einen erleichterten Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen erhalten. Grundsätzlich muss kein Ratsuchender Angaben über seinen Aufenthaltsstatus machen. Der migrant help desk leistet einen Beitrag dazu, dass sich Migranten als Teil einer inklusiven Stadt verstehen, in der alle Bewohner gleich behandelt werden. Neben Migranten werden auch städtische Mitarbeiter, Unternehmen und die Bewohnerschaft aufgeklärt.

Darüber hinaus soll die ressortübergreifende Zusammenarbeit innerhalb der Stadtverwaltung sowie mit regionalen und nationalen Behörden ausgebaut werden. 2009 wurde das

Johannesburg Migrant Advisory Committee (JMAC) eingesetzt, um eine umfassende ämter- und ebenenübergreifende Integrationspolitik sicherzustellen. Zum JMAC gehören neben Polizeibehörde, Innen- und Justizministerium auch Vertreter der lokalen Wirtschaft, internationaler Organisationen und NGOs.

Trotz guter Intentionen werden diese Politikansätze nicht von allen Verwaltungsebenen unterstützt. Der 2016 gewählte Bürgermeister äußerte sich wiederholt ausländerfeindlich und verschärfte das soziale Klima. Kommunale Beratungsstrukturen stehen überdies vor der Herausforderung, dass sie oftmals Migranten nicht in der Form erreichen, wie es informell arbeitende Organisationen und Netzwerke können.

Wenngleich innovative Integrationsansätze und Dialogprozesse Anwendung finden, ist zu erkennen, dass gelingende Integration auch in Johannesburg eines langwierigen und vielschichtigen Prozesses bedarf, bei dem politischer Wille und kommunales Handeln essentiell sind, um die langfristige Integration von Migranten zu erreichen.



Foto: Ilka Laux

Felix Volgmann

Bürogemeinschaft Gauly & Volgmann, arbeitet zu Stadtentwicklungsthemen in Deutschland und im Rahmen der internationalen Entwicklungszusammenarbeit, unter anderem in Südafrika

Kommentar

„Das bringt doch nichts! Viel zu verschieden!“ – eine gängige Reaktion auf internationale Kooperation in der Stadtentwicklung. Zu sehr schienen sich Herausforderungen und politische Systeme international zu unterscheiden, um Rückschlüsse für die Praxis „zu Hause“ ziehen zu können. Die Erarbeitung und Umsetzung der Leipzig-Charta läutete dann einen Bewusstseinswandel ein. Gute strategische Planung mag regional unterschiedlich wirken, aber sie folgt mit einem integrierten Ansatz gleichen Regeln. Daher hat die Nationale Stadtentwicklungspolitik seit 2012 Städtenetzwerke mit je sechs Kommunen aus den USA, Südafrika und der Ukraine aufgebaut. Von Beginn an haben die Städte Methoden der Netzwerkpartner erprobt – und von dort in die nationalen Strategien und Regelwerke eingebracht. Diversität hilft – auch in der Stadtentwicklung.

Dr. Oliver Weigel,

Referatsleiter Grundsatz der Stadtentwicklungspolitik; BBSR

Nachbarschaft und Vielfalt

Bürger machen Stadt

In Tübingen ist es Tradition, dass Bürger Wohnraum für sich selber bauen. Die Baugemeinschaften des Französischen Viertels stehen weit über die Stadt hinaus für diesen bereits seit Jahrzehnten erprobten Tübinger Ansatz. Neu ist in Tübingen nun der Ansatz, dass „Altbürger“ Wohnraum für „Neubürger“ bauen. Die Stadt hat dies mit einer Konzeptausschreibung vorbereitet, stieß auf große Resonanz und erhielt eine Fülle von konkreten Ideen, wie Wohnraum für geflüchtete Menschen geschaffen werden kann. Im Rahmen einer Baustellen-Exkursion stellten Akteure vor Ort ihre Bauprojekte vor.

Claudia Jung, Projektentwicklerin und Projektsteuerin des Projektes „Passerelle“ im Hechinger Eck in der Tübinger Südstadt, erläutert beim Gang durch den Rohbau die Entstehung des Projektes. Die Ausschreibung der Stadt für dieses Eckgrundstück entlang einer stark frequentierten Ausfallstraße war Auslöser dafür, dass sich interessierte Bürger aus der Nachbarschaft zusammengefunden haben. Zwölf von ihnen gründeten eine GbR und erhielten mit ihrem Konzept den Zuschlag. Jede Partei wird Eigentümer einer der zwölf Wohnungen des Projektes, von denen neun für die Vermietung an Geflüchtete und drei für die Vermietung an Studentenvorgemeinschaften vorgesehen sind. Die Vereinbarung mit der Stadt sieht eine Belegungsbindung von zehn Jahren vor. Als „Herzstücke“ entstehen im Erdgeschoss eine Werkstatt und im obersten Geschoss ein Gemeinschaftsraum mit Küche und Dachterrasse. Eine privat finanzierte Werkstatt wird Bewohnern und Anwohnern für handwerkliche Arbeiten zur Verfügung stehen. Im Innenhof sollen Flächen für Urban Gardening genutzt werden. Nach Fertigstellung des Wohnprojektes der Architekten Ackermann+Raff aus Tübingen werden die Mietkosten bei 9 Euro/m² liegen. Die Eigentümer haben sich zudem gemeinsam verpflichtet, mit jeweils 1 Euro/m² aus den Mieterlösen das Sozialmanagement des Wohnhauses zu finanzieren.



Abbildung: Ackermann+Raff

Projekt Passerelle mit der Leitidee „Übergänge und Inklusion“



Foto: empirica

Gunnar Laufer-Stark erklärt, wie 110 Kleinanleger für neue Nachbarn bauen

Ein weiteres Projekt auf dem Grundstück entsteht ebenfalls auf Initiative Tübinger Bürger. Hierfür wurde die Bürger-Wohnbau-Gesellschaft „Neue Nachbarn GmbH & Co. KG“ gegründet. Gründungsmitglied Gunnar Laufer-Stark erläutert auf der Baustelle die Entstehung des Projektes. Aus Anlass der Konzeptausschreibung der Stadt im Jahr 2015 ist die Idee bei einem Brunch im Freundeskreis entstanden. „Wir wollten auch etwas beisteuern, in der damaligen Situation“ beschreibt der Jurist, der bereits in mehreren Projekten aktiv war, die Situation. Anders als beim Projekt „Passerelle“ gibt es hier rund 110 Eigentümer, die mit einer Mindesteinlage von 2.500 € beteiligt sind, was in etwa den Baukosten eines Quadratmeters entspricht. Die Devise war: „Je mehr Menschen sich an einem solchen Bauprojekt beteiligen, desto größer ist die Akzeptanz für Geflüchtete in der Nachbarschaft“, erläutert Laufer-Stark und stieß damit im Bekanntenkreis auf große Resonanz. Der weitere Verlauf gab ihm recht, denn der Bebauungsplan traf auf keinerlei Widerstand, was nicht nur in Tübingen eine bemerkenswerte Ausnahme bildet. Drei Viertel der Wohnungen werden für die Anschlussunterbringung von Geflüchteten an die Stadt vermietet und ein Viertel wird privat an Studentenvorgemeinschaften vermietet. Die Mietpreise werden bei 8,50 €/m² liegen, wobei die Bürgergesellschaft gegenüber der Stadt die Verpflichtung eingegangen ist, auch künftig 15 %

unter dem lokalen Mietspiegel zu vermieten. Kostensparend ist zudem das von der Stadt angebotene Modell der Erbpacht mit einer anfänglichen Verzinsung von lediglich einem Prozent, die erst im Zeitverlauf moderat erhöht wird.

Auch ein Grundstück am Standort Brückenstraße wurde über die Konzeptausschreibung der Stadt vergeben. Den Zuschlag für zwei Parzellen erhielten die Baugemeinschaft Wolle+ und die Postbau eG. In Kooperation mit dem Träger Martin-Bonhoeffer-Häuser, der sich um die Betreuung und Unterbringung minderjähriger, unbegleiteter Geflüchteter kümmert, wird das Projekt nun entwickelt. Mit viel Herzblut erläutern Gerd Kuhn von der Baugemeinschaft Wolle+ und Dr. Matthias Hamberger von den Martin-Bonhoeffer-Häusern auf der Baustelle das entstehende Wohnprojekt aus einem Wohngebäude und dem „Kubus“, einem offenen Nachbarschaftszentrum. Der Raum für Begegnung wird sowohl für Bewohner als auch für die Nachbarschaft zur Verfügung stehen und Angebote für unterschiedliche Zielgruppen bieten. Damit schließt das Projekt auch eine Lücke im Stadtteil, in dem es bislang keinen Treffpunkt gab. Entwickelt werden Wohnungen für Wohngemeinschaften für Geflüchtete sowie eine Clusterwohnung für Alleinerziehende mit Kindern. Um eine kleinkörnige soziale Durchmischung zu erreichen, entstehen zudem Penthouse-Eigentumswohnungen, deren Verkaufserlöse gleichzeitig als „Sozialtransfer“ für die anderen Wohnungen

genutzt werden. Entsprechende Kaufinteressenten haben sich schnell gefunden.

Begleitet wurden die Projekte bereits sehr früh durch modellierte Dialogangebote und Arbeitsrunden in den jeweiligen Nachbarschaften. Julia Hartmann und Axel Burkhardt, Beauftragte für Wohnraum und barrierefreies Bauen der Stadt Tübingen, begleiten den Prozess mit einem interdisziplinären Team der Verwaltung. Zu Beginn jedes Bauprojektes fanden „Stadtgespräche“ mit 15 durch Zufall ausgewählten Bürgern aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Projekte statt, um einen Einblick in das Quartiersleben, die Bedarfe und Wünsche der Bewohner zu erhalten. Dadurch kamen auch Menschen zu Wort, die sich bisher nicht oder wenig für das Quartier engagiert haben. In einem zweiten Schritt wurden in Quartiersworkshops – offen für alle Interessierten – die Ergebnisse diskutiert und weiterführende Aktivitäten abgeleitet. Neben der Transparenz in den Stadtteilen sind hier viele konkrete Anregungen, aber auch Kontakte zwischen unterschiedlichsten Bewohnergruppen entstanden. Ein Ergebnis dieses Prozesses ist das Stadtteilstest im Brückenviertel, das zur Grundsteinlegung gemeinsam von neuen und alten Nachbarn organisiert wurde, die sich in den Workshops kennengelernt haben. Zusammenleben in Vielfalt wird in Tübingen mit einer großen nachbarschaftlichen Akzeptanz umgesetzt.



Foto: Gerd Kuhn

Standort Brückenstraße – im Projekt entsteht das „Haus am Park“ mit Wohnungen (links) sowie der „Kubus“ als Raum für Begegnung (rechts)

Dialog = „auf der Gefühlsebene verstehen lernen“

Zusammenhalt stärken in Dresden

Dr. Magdi Khalil arbeitet im Bereich Wissensarchitektur an der Technischen Universität Dresden. Im Rahmen des europäischen URBACT-Programms verantwortet er gemeinsam mit dem Oberbürgermeisterbüro das Projekt „Arrival Cities“. Schwerpunkt des Dresdener Ansatzes ist es, die gesellschaftliche Spaltung im Umgang mit Zuwanderung vor Ort zu verringern und den Zusammenhalt in einer zunehmend internationaler werdenden Stadt zu verbessern.

Magdi Khalil, in Ägypten geboren, kam vor 10 Jahren nach Dresden. Zuvor lebte er in Tokyo und es war keine einfache Entscheidung sich auf Dresden einzulassen. Trotz des positiven Eindrucks durch seine vorherigen Besuche in der Touristenstadt mit dem historischen Erbe, hatte er keine Vorstellung davon, wie man in der alten Residenzstadt lebt. Heute fühlt Khalil sich wohl in Dresden, erinnert sich jedoch auch an die irritierenden Momente aus seinen Anfangsjahren mit „Ausländer raus-Parolen“.

„Das war nicht ganz einfach. Ich bin durch mein nordafrikanisches Aussehen sofort als Fremder zu erkennen und ich musste feststellen, dass ich sehr attraktiv für Kontrollen durch Polizisten bin. Heute mache ich interkulturelle Schulungen für Polizisten und kann darüber lachen. Früher war es schon etwas befremdlich. An der Uni waren wir in Tokyo sehr international und wir sind es auch heute an der TU Dresden, daher habe ich mich zuvor nie sonderlich mit der Frage der Herkunft beschäftigt. Im Alltag hat es mich hier in Dresden dann doch beschäftigt. So habe ich erlebt, dass sich auf der Straße wildfremde Menschen bei mir entschuldigten, für die ausländerfeindliche Stimmung durch die PEGIDA. In der Hochzeit der Fluchtwanderung bin ich mit meinem Aussehen auf der Straße automatisch zu einem Flüchtling gemacht worden.“

Beruflich beschäftigt sich Magdi Khalil seit dem Frühjahr 2016 im Projekt Arrival City mit Fragen des Zusammenlebens von Menschen mit unterschiedlicher Herkunft in Dresden. Die Herausforderung für den Dialogansatz lag in Dresden auf der Hand. So hat sich Dresden durch PEGIDA und Anti-PEGIDA zum Symbol für einen polarisierten öffentlichen Diskurs entwickelt. In Khalils Projekt geht es um die Frage, wie vor Ort mit lokalen Akteuren, Institutionen und Gruppen Aktivitäten für einen sozialen Zusammenhalt entwickelt werden können. Ein Kernstück bilden dabei Dialogprogramme in der Stadtgesellschaft. So führt Herr Khalil Dialogprozesse an Schulen, an der Uni, mit der Polizei, im Rathaus oder in Gemeinschaftseinrichtungen durch. In den Dialogformaten kommen Migranten und Nichtmigranten sowie Menschen mit unterschiedlichen Haltungen zusammen. Oft

spielen dabei religiöse Fragen wie zum Beispiel nach der Scharia, dem Tragen von Kopftüchern oder dem Ramadan eine Rolle.

„Es geht darum, mit einem gegenseitigen Respekt zu kommunizieren und unterschiedliche Meinungen artikulieren zu können. Stereotype gibt es bei Einheimischen und Zuwanderern. Diese sind meist mediengeprägt oder durch Elternhäuser vermittelt und basieren auf Ängsten und Negativbildern, die zu Vorbehalten werden. Zum Teil wird dies auch sehr subtil vermittelt, etwa unter dem Deckmantel der Satire.“

Khalil will in den Dialogformaten die Möglichkeit schaffen, diese Gefühle und Ängste zu verstehen.

„Wichtig ist es dabei, sich ausreden zu lassen. Nur so kann man sich im Kopf näher kommen. Natürlich stoße ich dabei auch auf Grenzen. Gerade älteren Menschen, die in ihrem Leben zum Beispiel weniger reisen konnten, fällt es schwerer andere Haltungen zu akzeptieren. Das erfordert dann aber auch, Dialoge fortgesetzt zu führen. Stereotypen entstehen aber auch durch Unkenntnis, hier kann man ansetzen und eine gewisse Ignoranz überwinden. Nach meiner Erfahrung ist es dabei hilfreich, die eigenen Standpunkte in Frage stellen zu können. So öffnet man Türen für andere Meinungen und kann andere Standpunkte besser nachvollziehen, was einen guten Dialog auszeichnet. Als Moderator habe ich gelernt, mich in unterschiedliche Hintergründe hineinversetzen zu können.“

Folgende Empfehlungen hat Magdi Khalil für das Initiieren von Dialogprozessen:

- Zuerst steht nicht der Dialog im Vordergrund. Es gilt, Anlässe für Kontakte und Gespräche zu schaffen, zum Beispiel über Kunst, Essen oder Sport. In einer solchen Atmosphäre können dann Dialoge einfacher ansetzen.
- Dialogprozesse erfordern von den Initiatoren Toleranz und Flexibilität gegenüber Haltungen, die von eigenen Standpunkten abweichen.
- Dialogprozesse bedeuten auch, Kritik zu akzeptieren und zunächst zu absorbieren und nicht gleich in Konfrontation zu gehen. Spannungen sollten abgebaut werden.
- Wichtig ist es, die Gefühlsebene in den Gesprächen einzubeziehen. Dann kann man auch beginnen, gegenseitig andere Haltungen zu vermitteln.



Foto: Magdi Khalil

Dr.-Ing. Magdi Khalil
Technische Universität Dresden, Fakultät Architektur – Wissensarchitektur
Zuvor Dissertation an der Universität Tokyo im Bereich Environmental Engineering und Nachrichtensprecher bei NHK World in Tokyo

To think outside the box

Eine Holzkiste verändert Mockau

Der Leipziger Stadtteil Mockau ist Aktionsgebiet von INTIGRA (Integration durch Initiativmanagement). Das aus dem Amt für Stadterneuerung und Wohnungsbauförderung und der Bürogemeinschaft Gaulty und Volkmann bestehende Kernteam verfolgt die Stärkung lokal bürgerschaftlicher Strukturen zur Verbesserung des sozialen Klimas im Stadtteil – ohne Gebietskulisse der Städtebauförderung. Ein wesentliches Ziel der Initiatoren ist die Erprobung neuer Beteiligungsformate, um im Stadtteil Dialoge auch zum Thema Migration anzustoßen. Luke Gribble, ein neuseeländischer Dokumentarfilmer, trägt dazu mit seiner Story Box auf eine künstlerische Weise bei. Was in einer dunkle Box beginnt, soll in einen offenen Dialog übergehen...



Foto: Alex Balzlien

Dunkelheit empfängt mich, als ich durch die niedrige Tür ins Innere der Story Box eintrete. Ich nehme auf der Holzbank Platz, die Tür wird geschlossen, mich umgibt beengende Schwärze. Die Wände sind durch einen dunklen Schaumstoff von Einflüssen der Außenwelt isoliert. Wie in einer zeit- und raumlosen Kapsel konzentriere ich mich nur auf die Bilder und Worte, die mir über den eingebauten Bildschirm gezeigt werden. Was ich sehe, ist die Geschichte eines Menschen wie du und ich, dessen Leben durch Krieg einen anderen Weg einschlug. Es ist die Geschichte eines geflüchteten Irakers, den die Gewalt aus seiner Heimatstadt Mossul vertrieb: Ein Neustart in Erbil wurde durch die heranrückende Gefahr zerstört und so flüchtete er über die Türkei, in einem Boot nach Griechenland und im Laderaum eines LKW weiter nach Deutschland. Die Geschichte hinterlässt sprachlose Leere, die Inszenierung in der Box eine seltsame Taubheit. Luke Gribble lebt seit fünf Jahren in Leipzig. Der Verfilmung der Geschichte gingen neun Wochen intensiver Auseinandersetzung mit dem Protagonisten voraus. Nun wandert die Box durch verschiedene Stadtteile; im November war sie in der Bibliothek in Mockau installiert. Bewusst wählt Gribble Stadtteile mit einem hohen Anteil an Menschen ohne Migrationshintergrund aus, die im Alltag wenig Kontakt zu Geflüchteten haben. Das Format der Filmvorführung in einer Holzbox, die von höchstens zwei Personen gleichzeitig genutzt werden kann, hat mehrere Gründe. Die unbequeme Bank und der beengte Raum bergen Assoziationen mit der im Film beschriebenen Enge

eines fensterlosen Laderaums. Die absolute Dunkelheit schlägt Parallelen zur Bootsfahrt über das Mittelmeer bei tiefer Nacht. Der Film soll Verständnis schaffen, sensibilisieren, mit Schubladendenken aufräumen. „Don't put people into boxes“, sagt Luke Gribble. Durch die Story Box erhält diese Redensart eine Vielschichtigkeit.

In Mockau hat die Story Box dazu beigetragen, den stadtteilgesellschaftlichen Dialog zu intensivieren und lokale Akteure zu aktivieren. Mehr als 80 Menschen haben das Angebot in 10 Tagen genutzt. Bei der Finissage trafen junge und alte, Menschen mit Migrationsgeschichte und schon lange in Mockau lebende Bewohner des Stadtteils aufeinander und nutzten die Möglichkeit zum Austausch. Besonders interessiert waren der ortsansässige Seniorenverein und die Schüler des Gymnasiums. Angeregt durch die Fluchtgeschichte aus der Story Box kamen sie ins Gespräch über persönliche Geschichten und Vergangenheiten. Die Senioren waren begeistert von der Aufgeschlossenheit der Jugendlichen; andersherum gab es interessantes Staunen über berührende Fluchtgeschichten der Älteren. Der rege Austausch bot Luke Gribble Material für eine weitere Arbeit: Die Eindrücke und Gedanken der diskutierenden Stadtteilm Bewohner zum Thema Flucht, Integration und Miteinander hat er filmisch aufbereitet. Es entstanden weitere Sichtweisen und Anstöße für den gesellschaftlichen Dialog in Mockau, hinterlegt mit persönlichen Einblicken in die generationsübergreifenden Lebenswelten der Protagonisten.

In Mockau bestätigte sich: Persönliche Geschichten sensibilisieren und schaffen Verständnis. Die persönliche Ebene öffnet Menschen für den unvoreingenommenen Dialog. „To think outside the box“ – ein schönes Bild, das die neue Situation im Stadtteil treffend beschreibt.



Foto: Annekatrin Saad

Luke Gribble

Ausgebildeter Fotojournalist, arbeitet als Dokumentarfilmer, Schriftsteller und Fotograf. Unter anderem kooperierte er mit „ARTE culture“ und BBC. Der Neuseeländer lebt seit fünf Jahren in Leipzig.



Foto: Gerhard Degen

Wissenschaft und Praxis in Kaiserslautern Integration findet Stadt

Mit einer Gesamtstrategie zur Förderung der Integration macht sich die Stadt Kaiserslautern stark für den interkulturellen Zusammenhalt. Der partizipative stadtgesehliche Diskurs wird auf vier Ebenen geführt und bezieht die spezifischen Bedürfnisse, Wünsche, Ängste und Vorstellungen aller Stadtbewohner ein. So finden an verschiedenen Orten Zusammenkünfte statt, die Diskussionen über ein funktionierendes Miteinander aller Bewohner ermöglichen. Eine Kooperation mit der Universität ergänzt die Strategie um ein wissenschaftliches Fundament. Welche Vorteile durch die Kooperation aus Wissenschaft und Praxis für beide Seiten entstehen, darüber berichten Gerhard Degen, Integrationsbeauftragter der Stadtverwaltung Kaiserslautern, und Prof. Dr. Annette Spellerberg, Professorin für Stadt- und Regionalsoziologie an der TU Kaiserslautern.

Herr Degen, warum ist es aus Sicht der Stadt wichtig, dass es in dem Projekt eine wissenschaftliche Expertise gibt?

Degen: Die Stadt Kaiserslautern hatte bisher zur Integrations-thematik nur überschaubare und kaum systematisch aufberei-tete und interpretierte Datengrundlagen auf Gesamtstadtebene zur Verfügung. Durch die zusätzliche Einbeziehung theore-tischer Ansätze, externer Datenquellen, gezielter Detailauswer-tungen und ergänzender Befragungen ergaben sich schon früh-zeitig Hintergrundinformationen und wertvolle Empfehlungen zur strategischen Steuerung des gemeinsamen Projekts.

Die wissenschaftliche Begleitung durch das Lehrgebiet von Frau Spellerberg hat uns ermöglicht, den Fokus gut nachvollziehbar auf die relevantesten Stadtteile zu lenken und den stadtgesehlichen Diskurs auf den unterschiedlichen Ebenen optimal vorzubereiten und ergebnisorientiert durchführen zu können. Zudem weiß ich aus meiner langjährigen Erfahrung im Bereich der Stadtentwicklung, dass Analysen und Konzepte der Verwal-tung im politischen Raum meist besser aufgenommen werden, wenn eine wissenschaftliche Expertise zugrunde liegt.

Was lernt die Stadt durch den zusätzlichen wissenschaft-lichen Blick? Und welche – vielleicht neuen – Methoden kommen zum Einsatz?

Degen: Wir haben sehr positiv erfahren, dass die von der wissen-schaftlichen Begleitung eingesetzten neuen Methoden, wie zum Beispiel qualitative Befragungen, die Typisierung der befragten

Migrantengruppen sowie der Einsatz ergänzender externer Datenquellen und der Segregationsindex, zur nachvollziehba-ren Bestätigung von Einschätzungen geführt haben. Teilweise wurden sogar Erkenntnisse erzielt, die selbst erfahrene Beob-achter der lokalen Integrationsszene überraschten. So wurde zum Beispiel ganz deutlich, dass die Segregation nach sozialem Status in Kaiserslautern deutlich höher ist als die Segregation nach Staatsangehörigkeit.

Frau Spellerberg, wie schätzen Sie generell den Aus-tausch zwischen Wissenschaft und Praxis beim Thema Mig-ration und Integration ein? Haben wir es hier mit parallelen Welten zu tun oder wie steht es um ihre Verknüpfung?

Spellerberg: Ich erachte den Austausch für ausgesprochen wichtig und für beide Seiten wertvoll. Parallele Welten kann ich nicht entdecken, denn unsere Erkenntnisse aktualisieren das Wissen der Praktiker, und wir erfahren aus der Praxis Hin-tergründe, die für die Interpretation von Daten von zentraler Bedeutung sind. Die Alltagserfahrungen und täglichen Arbei-ten unterscheiden sich dabei selbstverständlich voneinander.

Wo kann Wissenschaft aus ihrer Sicht konkret die kom-munale Praxis in ihrer Arbeit unterstützen?

Spellerberg: Wir analysieren Daten, die uns die Stadt und andere Ämter zur Verfügung stellen, und ordnen sie in einen theoretischen Kontext ein. Vergleiche mit anderen Kommu-nen bzw. Regionen dienen ebenfalls der Einordnung. Eigene

Erhebungen geben Informationen über objektive Lebensbedingungen, Einschätzungen zum Zusammenleben, Wahrnehmungen, Motive und Bewertungen von Einzelpersonen und Bevölkerungsgruppen. Wir können auf Basis von quantitativen Umfragen herausfinden, welche Gruppen mit welchen Merkmalen welche Einschätzungen abgeben. Wir können Verteilungen und auch Zusammenhänge präsentieren, zum Beispiel Wohngebiet und Wahrnehmung der Nachbarschaft, Alter und Wohnzufriedenheit oder Schichtzugehörigkeit und Diskriminierungserfahrungen. Das geht mit amtlichen Daten nicht. Mit mündlichen Interviews versuchen wir, von wenigen ausgewählten Personen, Hintergründe, persönliche Sichtweisen und Erfahrungen in detaillierter Form zu ermitteln.

All diese Informationen werden den Praktikern zur Verfügung gestellt. Mit diesem Wissen können sie ihre Arbeit anreichern, zum Beispiel gezielte Personengruppen zu Veranstaltungen einladen, die bisher nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit standen. In den verschiedenen Stadtgebieten können Maßnahmen durchgeführt werden, die auf die Bevölkerung stärker zugeschnitten sind. Chancen und Defizite in einzelnen Quartieren werden ermittelt und können als Grundlage für weitere praktische Arbeit dienen. Die Befragungen können auch Elemente von Evaluationen enthalten, zum Beispiel Zufriedenheiten mit den Akteuren vor Ort.

■ *Was kann andersherum die Wissenschaft von der kommunalen Praxis lernen?*

Spellerberg: Zunächst einmal sind die Praktiker sehr wichtig, um einen geeigneten Zugang zu verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu diskutieren. Praktiker haben Detailwissen, das wir vom Schreibtisch aus nicht erwerben können. Politische Prozesse werden erläutert und dienen ebenfalls dem besseren Verständnis. Einordnungen, geschichtliche Hintergründe, Erfahrungen der Verantwortlichen sind wesentliche Bestandteile unseres Erkenntnisgewinns.

■ *Herr Degen, an welchen Stellen verändert sich durch diese Kooperation mit der Universität die kommunale Praxis in Kaiserlautern derzeit?*

Degen: Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung stoßen auf großes Interesse in der Integrationsszene, im politischen Raum und auch bei der Lokalpresse. Sie sind eine wichtige Grundlage für die Organisation und Durchführung der verschiedenen Beteiligungsverfahren im Rahmen unseres Pilotprojekts. Für mich als Projektleiter haben sich auch neue Perspektiven eröffnet, die Einfluss auf meine tägliche Arbeit haben. Für die Fortschreibung unseres städtischen Integrationskonzepts bieten die Ergebnisse der Begleitung durch die Universität wichtige Grundlagen zur sozialräumlichen Vertiefung, zur intensiveren Partizipation unserer Zielgruppen und zur Konkretisierung des sektoralen Handlungsbedarfs.

Darüber hinaus fließen die Erkenntnisse der Studie von Frau Spellerberg auch wesentlich in die nun beginnende Neuaufstellung des städtischen Integrationskonzepts ein. Insbesondere die

stadträumliche Konzentration und die Vertiefung der Analyseverfahren werden zu einer Optimierung des Konzepts führen und den Handlungsbedarf nachvollziehbar definieren.

■ *Herr Degen, wie binden Sie die wissenschaftlichen Ergebnisse in Ihre Arbeit ein?*

Degen: Ich nutze die wissenschaftlichen Erkenntnisse gerne bei der täglichen Arbeit und lasse sie auch bei den unterschiedlichsten Anlässen einfließen, wie zum Beispiel in Reden oder Präsentationen vor dem Stadtrat. Dabei muss ich aber den jeweiligen Praxisbezug und die Bodenhaftung darlegen. Bei strategischen Grundsatzentscheidungen zur Integrationspolitik und wenn es um die Akquisition finanzieller Ressourcen geht, helfen wissenschaftliche Erkenntnisse bei der Überzeugungsarbeit.



Foto: Gerhard Degen

■ *Frau Spellerberg, in der aktuellen wissenschaftlichen Debatte fällt immer häufiger der Begriff der postmigrantischen Gesellschaft. Welche Impulse kann die kommunale Praxis aus dieser Diskussion ziehen?*

Spellerberg: Postmigrantisch bezeichnet eine durch Einwanderung geprägte Gesellschaft, die ihre Heterogenität politisch anerkennt und in der – wie Naika Foroutan es ausdrückt – „Strukturen, Institutionen und politische Kulturen nachholend – also postmigrantisch – an die erkannte Migrationsrealität angepasst werden, was mehr Durchlässigkeit und soziale Aufstiege, aber auch Abwehrreaktionen und Verteilungskämpfe zur Folge hat“. Im Grunde geht es um eine Bewusstwerdung der hier lebenden Bevölkerung jenseits von Pässen und Aufenthaltstiteln und den Versuch, die gewachsenen Strukturen im Hinblick auf ihre Benachteiligungswirkungen hin zu überprüfen und auch zu ändern. Die damit verbundenen gesellschaftlichen Konflikte werden anerkannt und bearbeitet – nicht nur auf symbolischer Ebene.

COMMUNITYartCENTERmannheim

Quartiersentwicklung in der Neckarstadt-West

Mit einem künstlerischen Ansatz bearbeitet das COMMUNITYartCENTERmannheim (CaCm) seit 2012 gesellschaftliche Themen in der Mannheimer Neckarstadt-West. Wie über das Konzept ein integrativer Dialog gestartet wurde und welche Aktionen im Stadtteil stattfinden berichten Wolfgang Biller vom Kulturstadt Mannheim und Annette Dorothea Weber, künstlerische Leitung des CaCm.

Frau Weber, welche Bedeutung hat der künstlerische Ansatz des COMMUNITYartCENTERmannheim für den Stadtteil?

Weber: Das CaCm arbeitet von Anfang mit verschiedenen künstlerischen Formaten zu Gemeinschafts- und Konfliktthemen des Stadtteils und der Stadtgesellschaft. Dazu gehören Formate auf dem zentralen Quartiersplatz der Neckarstadt-West, wie die akustisch-räumliche Installation „Home“ mit 60 hörbaren Geschichten und Liedern von Menschen aus dem Stadtteil, das Gastmahl als Begegnungsformat zwischen Bewohner*innen und Akteur*innen, die Installation Gerüchte-Küche zur Erforschung und Interpretation von meinungsbildenden Gerüchten oder das bereits zum vierten Mal veranstaltete choreographierte musikalische Picknick Musik-Welten. Alle Veranstaltungen sind kostenfrei und für alle offen. Zu den Impulsen in Räumen öffentlicher Einrichtungen gehören regelmäßige Kinder- und Jugendstücke für Kindergärten und Schulen zu Themen wie Antiziganismus, Ausgrenzung oder Tod. In den Räumen des CaCm selbst gab es mehrere Projekte inszenierter Fotografie zu Themen aus dem Stadtteil wie Mütter und Töchter, Väter und Söhne oder Living Rooms zur Vielfalt von Lebensformen im Stadtteil.

Herr Biller, wie wirken die Projekte konkret auf den Stadtteil und die Menschen vor Ort ein?

Biller: Bei den einzelnen Projekten werden bewusst unterschiedliche Zielgruppen eingebunden. So gab es zum Beispiel ein Tanzprojekt mit Kindern und Senioren, die über einen längeren Zeitraum eine Performance erarbeitet und gemeinsam präsentiert haben. Die Projekte führen Menschen zusammen, aber es können auch Missstände im Quartier thematisiert und gemeinsam an Lösungen gearbeitet werden. Zur Verbesserung der Aufenthaltsqualität auf dem Neumarkt wurden zum Beispiel im Rahmen einer Ausstellung Materialien zur Verfügung gestellt und alle hatten die Möglichkeit eigene Ideen und Wünsche künstlerisch einzubringen. In den Projekten, die zwischen Bewohnern und Künstlern auf Augenhöhe stattfinden, wird bei den Menschen eine Kreativität freigesetzt, die sie selber von sich gar nicht gekannt haben. Das ist etwas sehr Positives, was Kunst leisten kann.

Wie gewinnen Sie die Stadtteilbewohner für solche Projekte? Das CaCm ist mit institutionellen Partnern im Stadtteil sehr gut vernetzt. Es können über Multiplikatoren Menschen

verschiedenen Alters, Geschlechts oder Herkunft aktiviert und beteiligt werden. Einige Künstler kennen durch vergangene bewohneraktivierende Projekte unglaublich viele Menschen im Stadtteil, die auch wieder als Multiplikatoren fungieren.

Frau Weber, wie werden die künstlerischen Ergebnisse in der Stadtpolitik mit aufgenommen und bei zukünftigen Planungen bedacht?

Weber: Wir sind im steten Dialog mit der Stadtverwaltung, mit Gremien bis zum OB Mannheim. Aber ich wünschte mir, dass die Stadtpolitik noch stärker hinhört, wenn Themen und Anregungen aus der Nachbarschaft kommen. Die Augenhöhe, die wir zwischen Künstlern und Bewohnern in den Projekten haben, existiert zwischen Verwaltung und Bewohnern aus meiner Sicht leider noch nicht.

Herr Biller, erzeugt das CaCm für die Neckarstadt-West auch eine stadtweite Bedeutung?

Biller: Das ist abhängig von den Themen, aber durch die teilnehmenden Künstler, die nicht immer aus der Neckarstadt stammen, und die Stiftungen, die sich im CaCm engagieren, kommen bei Ausstellungseröffnungen nicht nur Bewohner der Neckarstadt sondern auch Menschen, die sonst vielleicht nicht den Weg in dieses Quartier gefunden hätten. Diese Veranstaltungen sind sehr dialogorientiert – sowohl Mitarbeiter als auch beteiligte Künstler stehen für Gespräche und Fragen zur Verfügung. Aber auch andere Festivals, wie die Lichtmeile oder Musikveranstaltungen im Stadtteil, an denen das CaCm mitwirkt, laden zum Verweilen oder Mitmachen ein. Durch die Partizipation ganz unterschiedlicher Menschen, in Verbindung mit dem künstlerischen Ansatz, sind neue Perspektiven auf den Stadtteil entstanden – nicht nur bei den Bewohnern des Quartiers, sondern auch in der gesamten Stadtgesellschaft.



Foto: CaCm, Jessica Uhrig

Mein Lieblingsort

Ein paar Felsen und eine Bank...

von Axel Burkhardt



Foto: Axel Burkhardt

Vor einigen Jahren widmete ein populärer angelsächsischer Deutschland-Reiseführer der Schwäbischen Alb nur ein paar vernichtende Zeilen: Schroffe Landschaft, komische Menschen – don't go there. Den Touristikern hat das vermutlich mehr als nur eine schlaflose Nacht bereitet. Aber ich habe mich im Stillen ein bisschen gefreut. Denn die einzigartige, oft ergreifende Schönheit schöpft dieser Landstrich auch aus der relativen Einsamkeit, die einem dort oben begegnet und dessen Ruhe allenfalls durch ein paar blökende Schafe gestört wird.

Mein Lieblingsort liegt auf dem knapp 900 Meter hohen Rossberg und besteht aus ein paar Felsen und einer Sitzbank. Von da oben wirken viele Probleme kleiner als unten im Tal. Der Ausblick über das Neckartal bis zum Schwarzwald (an guten Tagen gar bis zu den Alpen) schafft interessante Einblicke und Begegnungen. Wildfremde Menschen, die Geschichten erzählen, die sie vielleicht nicht mal ihren Nächsten anvertrauen und stille Genießer, die verschämt die Tränen der Rührung aus dem Gesicht wischen.

Es ist manchmal kaum zu glauben, dass man von hier oben auf die Hausdächer von mehr als einer Viertel Million Menschen blickt – Menschen, die übrigens oftmals in viel zu teurem Wohnraum leben. Und das auch deshalb, weil die Bundespolitik lieber machtpolitische Schlammkämpfe austrägt, anstelle den Kommunen die Instrumente an die Hand zu geben die sie bräuchten, um echte Probleme zu lösen.

Doch oben auf dem Berg mildert der Ausblick auch den Ärger darüber. Schöner als der Sonne beim Untergehen zuzuschauen ist wohl nur Eines: Das Wissen, dass sie am nächsten Tag wieder aufgehen wird.

Axel Burkhardt ist städtischer Beauftragter für Wohnraum und barrierefreies Bauen sowie Ansprechperson zum Thema Wohnraum für Flüchtlinge in der Universitätsstadt Tübingen.

Zollverein – ein Ort der Integration und Identifikation

von Christa Reicher



Foto: Fabio Bayro Kaiser

Bevor die Internationale Bauausstellung IBA Emscher Park die kulturelle Bedeutung der Industriebauten entdeckte, waren die Kosten für den Abriss der Gebäude auf Zollverein kalkuliert und deren Abriss war eigentlich beschlossene Sache. Heute kann sich keiner von uns das Ruhrgebiet ohne dieses UNESCO Welterbe mit seiner besonderen Architektur von Schupp und Kremmer, den spannenden Ausstellungen zur industriellen Vergangenheit und der markanten Landschaft vorstellen.

Für mich ist Zollverein einer meiner Lieblingsorte, weil ich hier viele wunderbare Veranstaltung durchführen und erleben durfte: Im Sommer 2015 haben die internationalen Gäste bei unserer ersten Konferenz „Transforming City Regions“ den Ort und auch diese Allianz aus Bauten und Landschaft, aus industriellem Erbe und neuer architektonischer Inwertsetzung, aus kultureller Nutzung und sozialer Nachbarschaft erleben können. Im Jahr 2018 stand das Thema „Integration“ im Vordergrund. Im Rahmen des internationalen Symposiums „From the Walled City to the Integrated City“ und der Veranstaltung „Glückauf Nachbarn – Modellquartier Integration“ hat Zollverein uns einen authentischen Rahmen für einen interessanten Diskurs über Integration im internationalen Kontext und zu Integration als Herausforderung für die Perspektiven des Ruhrgebietes nach dem Ende des Steinkohlebergbaus geboten.

Nicht nur auf der Terrasse des Erich Brost-Pavillons, sondern an vielen anderen Stellen auf Zollverein kann man erleben, wie sich die Natur ihren Raum zurückerobert hat und welche Symbiose zwischen Grün und Grau entstanden ist. Und nicht zuletzt spürt man, wie die Menschen von diesem Ort beeindruckt sind, sich mit ihm identifizieren. Und Integration setzt Identifikation voraus – hier und anderswo.

Christa Reicher ist Professorin für Städtebau an der TU Dortmund und hat sich intensiv mit Urbanismusforschung zum Ruhrgebiet beschäftigt. Ab 2018 baut sie den internationalen Masterstudiengang „Transforming City Regions“ an der RWTH Aachen auf.

Hymne

Die Uraufführung der Hymne war ein Höhepunkt der Kampagne „PatchWorkCity. Zusammenleben in Vielfalt“ in Saarbrücken. Unter der Leitung von Amei Scheib sang der rund 60-köpfige Chor: „Alle anders – alle Saarbrücken!“

1.

*Stadt an der Grenze, Stadt am Fluss,
Stadt vieler Menschen, Stadt mit Genuss.
Flanieren am Staden, Grillen am Strand,
Räder und Skater am laufenden Band.
Farben des Orients in Burbach im Mai,
beim Altstadtfest sind alle dabei.
Chillen am Silo, Schlemmen am Markt
Gebimmel, Getöse, verboten geparkt.*

Refrain

*Ich bin ein Mensch und brauche dich,
Auch wenn du so ganz anders bist.
Respekt für dich, Respekt für mich!
Ich bin ein Mensch und brauche dich.*

*Merhaba, buna, buon giorno
hello, unn gudd, unn selbscht?
Buna, salam, salü, cómo es-tás tú,
privet - Patchwork City ist da!*

2.

*Tritte und Schläge, warum so viel Hass?
Bettelnde Frauen, die Armut so krass.
Menschen wühlen mit leeren Taschen
Tagtäglich im Müll, suchen nach Flaschen.
Wie schaffen wir Heimat, teilen wir fair,
ohne viel' Ängste, sind ganz visionär?
Zwei brüllen sich an, niemand schaut hin.
Wie finden wir bloß den gemeinsamen Sinn?*

Refrain

*Rewe, Norma, City Bazar,
Martinshof, Aldi, Edeka
Fische und Früchte aus Afrika,
Unverpackt – Patchwork City ist da!*



3.

*Nachbarn als Freunde, Frauen im Team,
Urbane Gärten, da muss niemand flieh'n.
Kopftuch und Kippa, Kappe und Hut.
Was wir uns wünschen, steht uns auch gut.
Handeln, sich kümmern, helfen und teilen,
Begegnungen suchen, gemeinsam verweilen.
Komm mit uns feiern, schenk' Zuversicht
bring' deine Sehnsucht, zeig dein Gesicht!*

Refrain

*Kerwan, Gemmel, Pizza per Tutti,
Stiefel und mittags bei Mutti
Tonhalle, Krua Thai, Viva Zapata,
Patchwork City ist da!*

*Verstehen und verstanden werden,
Sehen und gesehen werden,
Streiten und sich doch vertragen,
Heimat teilen, Hoffnung wagen,
So kann die Zukunft glücken!
Alle anders. Alle Saarbrücken.*

Saarbrücken, im März 2018

Textsammlung: Schreibwerkstatt; Textredaktion: Amei Scheib/Veronika Kabis; Komposition: Daniel Osorio; Ausführende: Der Gemischte Saarbrücker Damenchor / Der Gemischte Saarbrücker Herrenchor / Gastsängerinnen und -sänger / Andrea Herrmann (Klavier)



Foto: Martina Meyer, Landeshauptstadt Saarbrücken

Bildnachweis

Titel	empirica
Seite 2	Martina Meyer, Landeshauptstadt Saarbrücken
Seite 3	BMI
Seite 4	BBSR
	Mia Sedding
Seite 6	Michael Preßler
Seite 7	empirica
	Martina Meyer, Landeshauptstadt Saarbrücken
Seite 8	Claudia Adam, Landeshauptstadt Saarbrücken
	Tanja Schepp
Seite 9	Stephan Willinger
Seite 10	Thomas Müller, IBA Thüringen
Seite 11	Urban Catalyst GmbH
	Thomas Müller, IBA Thüringen
	Urban Catalyst GmbH
	Bertram Schiffers
Seite 12	Sabine Meier
	Silvia Mann
Seite 13/14	Mia Sedding
Seite 16	Miguel Gallardo, bcn.cat/antirumors
	City of Toronto
	Peter Tramberend
Seite 17	Ilka Laux
Seite 18	Ackermann+Raff
	empirica
Seite 19	Gerd Kuhn
Seite 20	Magdi Khalil
Seite 21	Alex Balzien
	Annekatriin Saad
Seite 22	Gerhard Degen
Seite 23	Gerhard Degen
Seite 24	CaCm, Jessica Uhrig
Seite 25	Axel Burkhardt
	Fabio Bayro Kaiser
Seite 27	Martina Meyer, Landeshauptstadt Saarbrücken



Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR)
Deichmannsaue 31 – 37
53179 Bonn

Bearbeitung

empirica ag
Meike Heckenroth, Timo Heyn, Sophia Hogeback,
Diane Matuschek, Johanna Neuhoﬀ

Bundesinstitut für Bau-, Stadt-
und Raumforschung (BBSR)
Referat I 2 - Stadtentwicklung
Stephan Willinger, Dr. Lars Wiesemann

Stand

August 2018

Gestaltung und Satz

Indivisual Berlin, Mia Sedding

Druck

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn

Bezugsquelle

nationale-stadtentwicklungspolitik@bbr.bund.de

Nachdruck und Vervielfältigung

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Bitte senden Sie uns zwei Belegexemplare zu.